

JAUME CABRÉ

DAS SCHWEIGEN DES SAMMLERS

ROMAN



»Die Virtuosität des Autors erzeugt ein in der Gegenwartsliteratur selten anzutreffendes Glücksgefühl.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Der Antiquitätenladen des Vaters in Barcelona ist eine wahre Schatzkammer, doch die Faszination des jungen Adrià gehört allein einer wertvollen Storioni-Geige aus dem 18. Jahrhundert mit einem bezaubernden Klang.

Heimlich tauscht Adrià sie eines Tages mit seiner eigenen Geige aus, um sie stolz seinem besten Freund zu zeigen. Als er die Storioni zurücklegen möchte, sind seine Geige und sein Vater verschwunden, der Antiquitätenhändler wurde kaltblütig ermordet. Viele Jahre danach – Adrià ist inzwischen Gelehrter und Sammler – sucht er das Rätsel um die Storioni zu lösen und so den wahren Grund für den Mord herauszufinden. Er ahnt nicht, dass die Vergangenheit des Musikinstruments Familiengeheimnisse, dunkle Mordfälle, Hass und Intrigen, Liebe und Verrat verbirgt. Für Adrià steht einiges auf dem Spiel – auch seine große Liebe Sara ...

Jaume Cabré, 1947 in Barcelona geboren, ist einer der angesehensten katalanischen Autoren. Neben Romanen, Erzählungen und Essays hat er auch fürs Theater geschrieben und Drehbücher verfasst. Seine Romane wurden vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem spanischen Kritikerpreis und dem französischen Prix Méditerranée, und in zahlreiche Sprachen übersetzt. Bereits auf Deutsch erschienen sind der Weltbestseller *Die Stimmen des Flusses* (2007) und *Senyoria* (2009).

insel taschenbuch 4226
Jaume Cabré
Das Schweigen des Sammlers



Jaume Cabré
Das Schweigen
des Sammlers

Roman

Aus dem Katalanischen von
Kirsten Brandt
und Petra Zickmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *Jo confesso*
bei Edicions Proa, Barcelona.

Umschlagfoto: Xabier Mendiola

Erste Auflage 2013

insel taschenbuch 4226

© Insel Verlag Berlin 2011

© Jaume Cabré, 2011

© first published in Catalan by Raval Edicions, SLU, Proa, 2011

Published by arrangement with Christina Mora

Literary & Film Agency (Barcelona, Spain)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner
Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: Carola Niere, München

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35926-5

Für Margarida

I A capite ...

Ich wird nichts sein.

CARLES CAMPS MUNDÓ

Erst gestern Abend, als ich durch die regennassen Straßen von Vallcarca spazierte, wurde mir bewusst, dass es ein unverzeihlicher Fehler war, in diese Familie hineingeboren zu werden. Plötzlich erkannte ich: Ich war stets allein gewesen, hatte mich nie auf meine Eltern oder einen Gott verlassen können, die mir die Suche nach Lösungen abgenommen hätten, wenngleich ich mir als Jugendlicher angewöhnt hatte, die Last des Denkens und die Verantwortung für meine Taten auf einen vagen Glauben und die verschiedensten Lektüren abzuwälzen. Gestern Abend, als ich nach meinem Gespräch mit Doktor Dalmau im Regen nach Hause ging, kam ich zu dem Schluss, dass ich diese Last ganz allein tragen muss. Niemand außer mir ist für die Erfolge und Misserfolge in meinem Leben verantwortlich. Sechzig Jahre habe ich für diese Erkenntnis gebraucht. Ich hoffe, du verstehst mich und merkst, wie schutzlos und einsam ich mich fühle und wie schrecklich ich dich vermisse. Trotz allem, was uns trennt, dienst du mir als Beispiel. Trotz meiner Panik will ich von nun an ohne Rettungsplanke durch die Fluten treiben. Trotz einiger Fingerzeige habe ich noch immer keinen Glauben, keinen Priester, keine allgemeingültigen Codes, die mir meinen Weg ins Ungewisse ebnen könnten. Ich fühle mich alt, und der Sensenmann winkt mir, ihm zu folgen, er hat den schwarzen Läufer gerückt und bedeutet mir nun mit einer höflichen Geste, dass ich am Zug bin. Er weiß, dass mir kaum noch Bauern bleiben. Immerhin: Noch ist nicht morgen, und ich überlege, mit welcher Figur ich ziehen kann. Ich sitze allein vor dem Blatt Papier, meiner letzten Chance.

Vertrau mir nicht zu sehr. Aufzeichnungen wie diese – für einen einzigen Leser verfasste Memoiren – sind anfällig für Lügen, und ich weiß, ich werde versuchen, immer auf allen vieren zu landen wie die Katzen; trotzdem will ich mich be-

mühen, nicht allzu viel zu erfinden. Alles war genau so oder noch schlimmer. Ich weiß, dass ich es dir schon viel früher hätte erzählen sollen; aber es ist schwierig, und selbst jetzt weiß ich nicht, wie ich anfangen soll.

Im Grunde genommen begann alles vor mehr als fünfhundert Jahren damit, dass ein verzweifelter Mann um Aufnahme ins Kloster Sant Pere de Burgal bat. Hätte er das nicht getan, oder hätte ihm der Prior Dom Josep de Sant Bartomeu die Aufnahme verweigert, dann würde ich dir jetzt nicht all das berichten, was ich berichten will. Aber so weit kann ich nicht zurückgehen. Ich fange später an. Viel später.

»Dein Vater ..., hör zu, mein Sohn ..., dein Vater ...«

Nein, nein: Auch hier will ich nicht anfangen. Besser, ich beginne mit dem Arbeitszimmer, in dem ich vor deinem eindrucksvollen Selbstbildnis sitze und schreibe. Dieses Arbeitszimmer ist meine Welt, mein Leben, mein Universum, in dem fast alles Platz hat außer der Liebe. Als ich noch mit kurzen Hosen herumliefe und im Herbst und Winter Frostbeulen an den Händen hatte, durfte ich es nur zu ganz bestimmten Zeiten betreten. Oder aber ich schlich mich heimlich hinein. Ich kannte jede Ecke und jeden Winkel, und einige Jahre lang unterhielt ich hinter dem Sofa ein sicheres Geheimversteck, das ich allerdings nachher jedes Mal aufräumen musste, damit Lola Xica es nicht beim Staubwischen entdeckte. Wenn ich das Zimmer offiziell betrat, musste ich mich benehmen, als wäre ich zu Besuch, und die Hände auf dem Rücken halten, während mein Vater mir das neueste Manuskript zeigte, sieh nur, das habe ich in einem Trödelladen in Berlin gefunden, und lass bloß deine Finger bei dir, dass ich nicht wieder mit dir schimpfen muss. Neugierig beugte sich Adrià über das Manuskript.

»Das ist Deutsch, oder?« Unwillkürlich streckte er die Hand aus.

»Na, na, na, da schaut wieder einer mit den Fingern.« Der Vater schlug ihm auf die Hand. »Was hast du gesagt?«

»Ob das Deutsch ist.« Adrià rieb sich die schmerzende Hand.

»Ja.«

»Ich möchte Deutsch lernen.«

Fèlix Ardèvol betrachtete seinen Sohn voller Stolz und sagte, bald kannst du damit anfangen, mein Sohn.

Eigentlich war es gar kein Manuskript, sondern ein Stapel vergilbter Blätter, auf deren Titelseite in altertümlicher Schrift stand: *Der begrabene Leuchter. Eine Legende.*

»Und wer ist Stefan Zweig?«

Vater, der gerade eine Randkorrektur neben dem ersten Absatz unter die Lupe nahm, antwortete mir nicht etwa, ein Schriftsteller, mein Sohn, sondern erwiderte nur zerstreut, ach, das ist irgend so ein Kerl, der sich vor zehn oder zwölf Jahren in Brasilien umgebracht hat. Jahrelang wusste ich nicht mehr über Stefan Zweig, als dass er irgend so ein Kerl war, der sich vor zehn, zwölf, dreizehn, vierzehn oder fünfzehn Jahren in Brasilien umgebracht hatte; bis ich dann das Manuskript lesen konnte und ein wenig mehr über ihn erfuhr.

Und dann war die Besuchszeit zu Ende, und Adrià verließ das Arbeitszimmer mit der Ermahnung, bloß keinen Lärm zu machen: Zu Hause durfte man nicht rennen und nicht schreien, nicht einmal mit der Zunge schnalzen, denn wenn Vater nicht gerade ein Manuskript unter die Lupe nahm, kontrollierte er seinen Bestand mittelalterlicher Landkarten oder überlegte sich, wie er an die Neuerwerbungen gelangen könnte, nach denen es ihn in den Fingern juckte. Der einzig zulässige Lärm war, in meinem Zimmer Geige zu üben. Aber ich konnte ja schlecht den ganzen Tag das Arpeggio Nr. XXIII aus dem *Livro dos exercícios da velocidade* rauf und runter spielen, das mich dazu brachte, die Trullols zu hassen, mir aber die Freude am Geigespielen nicht verdarb. Nein, ich hasste die Trullols nicht. Aber sie ging mir auf die Nerven, vor allem, weil sie so sehr auf der Übung XXIII bestand.

»Ich meine ja nur, ein bisschen Abwechslung wäre nicht schlecht.«

»Hier« – und sie klopfte mit der Spitze des Geigenbogens auf die Partitur – »findest du alle Schwierigkeiten auf einer einzigen Seite. Diese Übung ist einfach ingeniös.«

»Aber ich ...«

»Bis Freitag will ich die XXIII fehlerfrei. Einschließlich Takt 27.«

Manchmal war die Trullols einfach blöd. Aber meistens fand ich sie eigentlich ganz passabel. Und manchmal mehr als das.

Bernat war der gleichen Ansicht. Als ich *O livro dos exercícios da velocidade* durchnahm, kannte ich Bernat noch nicht. Aber über die Trullols waren wir uns einig. Sie muss wohl eine gute Lehrerin gewesen sein, auch wenn sie, soviel ich weiß, nicht in die Geschichte eingegangen ist. Ich glaube, ich muss meine Gedanken erst einmal ordnen, ich bringe alles durcheinander. Ja, gewisse Dinge weißt du schon, vor allem die, die dich betreffen. Aber es gibt Teile meiner Seele, von denen du vermutlich nichts weißt, weil es schlicht unmöglich ist, einen anderen Menschen ganz und gar zu kennen, selbst wenn ...

Obwohl der Laden eindrucksvoller war als das häusliche Arbeitszimmer, mochte ich ihn weniger, vielleicht weil ich mich bei meinen Besuchen – die kaum häufiger waren als die im Arbeitszimmer – unwillkürlich überwacht fühlte. Allerdings bot der Laden den Vorteil, dass ich dort die wunderschöne Cecília betrachten konnte, in die ich bis über beide Ohren verliebt war. Ihr stets sorgfältig frisiertes Haar war galaktisch blond, und sie hatte leuchtend rote volle Lippen. Und immer war sie mit ihren Katalogen und Preislisten zugange, schrieb Etiketten oder begrüßte die wenigen Kunden mit einem Lächeln, das ihre vollkommenen Zähne aufblitzen ließ.

»Haben Sie Musikinstrumente?«

Der Mann, der vor Cecília stand, hatte nicht einmal den Hut abgenommen. Er sah sich um: Lampen, Leuchter, Kirschbaumstühle mit feinen Intarsien, Sofas aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert, Vasen aller Größen und aller Epochen ... Mich nahm er gar nicht wahr.

»Nur ein paar wenige, aber wenn Sie mir folgen wollen ...«

Diese paar wenigen waren zwei Geigen und eine Bratsche mit mäßigem Klang, aber wie durch ein Wunder unversehrten Darmsaiten; des Weiteren eine zerbeulte Tuba, zwei

prächtige Waldhörner und eine Trompete, die der Gemeindevorsteher des Tals verzweifelt geblasen hatte, um die Menschen der umliegenden Täler zu warnen, dass der Wald von Paneveggio brannte und die Einwohner von Pardac die Nachbardörfer um Hilfe baten, selbst die von Welschnofen, bei denen es kürzlich ebenfalls gebrannt hatte, und auch die von Moena und Soraga, denen vielleicht der alarmierende Brandgeruch schon um die Nase wehte. Man schrieb das Jahr 1690, und die Erde war rund für beinahe jedermann: Wenn ein Schiff in Richtung Westen aufbrach und unbekanntes Unglück, gottlosen Wilden, Land- und Meerungeheuern, Eis, Sturm und Regenfluten entging, kehrte es von Osten her zurück, die Seeleute hagerer und ausgezehrt, mit verlorenem Blick, ihre Nächte von Albträumen erfüllt. Und im Sommer dieses Jahres 1690 lief in Pardac, Moena und den benachbarten Ortschaften alles zusammen, was Beine hatte, und starrte auf das Unglück, das ihnen, dem einen mehr, dem anderen weniger, die Lebensgrundlage zerstörte. Ohnmächtig mussten sie zusehen, wie das Höllenfeuer ganze Fuder kostbaren Holzes verschlang. Als ein gottesandter Regen es endlich löschte, durchkämte Jachiam, der vierte und pfiffigste Sohn des alten Mureda aus Pardac, den ganzen Wald nach brauchbarem Holz, das vom Feuer verschont geblieben war. Auf halbem Weg hinunter zur Klamm kauerte er neben einer jungen, verkohlten Tanne nieder, um seine Notdurft zu verrichten. Aber was er da sah, verdrub ihm die Lust, sich zu erleichtern: ein paar harzgetränkte Kienspäne, umhüllt von einem Lappen, der nach Kampfer oder irgendeiner anderen merkwürdigen Substanz roch. Ganz vorsichtig wickelte er das von den Flammen unberührte Stück Stoff aus, und als er es erkannte, schwindelte ihn: Der schmutzig grüne Lappen mit Saumstichen aus noch schmutzigerem gelbem Garn war aus dem Wams des dicken Bulchanij Brocia de Moena geschnitten. Und als er zwei weitere, allerdings völlig verbrannte Stoffhaufen fand, verstand er, dass Bulchanij, das Ungeheuer, seine Drohung wahr gemacht hatte, die Familie Mureda und mit ihr das ganze Dorf Pardac zu vernichten.

»Bulchanij.«

»Ich rede nicht mit Hunden.«

»Bulchanij.«

Bei dem düsteren Klang seiner Stimme wandte der andere sich unwillig um. Bulchanij de Moena hatte einen Schmerzbauch, auf dem er – hätte er noch länger gelebt und ihn gut genährt – irgendwann wunderbar seine Arme hätte aufstützen können.

»Was zum Teufel willst du?«

»Wo ist dein Wams?«

»Was geht's dich an?«

»Du trägst es nicht. Zeig's mir.«

»Verpiss dich. Bildest du dir vielleicht ein, nur weil ihr in der Scheiße sitzt, müssten wir aus Moena alles tun, was ihr sagt?« Bulchanij starrte ihn hasserfüllt an. »Ich denke gar nicht daran, es dir zu zeigen. Und jetzt hau ab, Hundsfott, du stehst mir in der Sonne.«

Da zückte Jachiam, der vierte Sohn des alten Mureda, in kalter Wut das Entrindungsmesser, das er stets am Gürtel trug, und jagte es dem dicken Bulchanij Brocia in den Bauch wie in den Stamm eines Ahorns, den es zu schälen galt. Bulchanij riss Mund und Augen sperrangelweit auf, weniger vor Schmerz als vor Staunen darüber, dass ein Hundsfott aus Pardàc es wagte, ihn anzurühren. Als Jachiam Mureda das Messer wieder herauszog, gab es ein hässliches blubberndes Geräusch von sich und war rot von Blut, und Bulchanij sackte auf seinem Stuhl zusammen, als entwiche ihm durch die Wunde die Luft.

Jachiam sah den menschenleeren Weg hinauf und hinunter, dann lief er unbedacht los in Richtung Pardàc. Hinter dem letzten Haus von Moena bemerkte er, wie die Bucklige von der Mühle, die gerade mit einem Bündel nasser Wäsche daherkam, ihn mit offenem Mund anstarrte, als habe sie alles gesehen. Statt ihrem Blick mit dem Messer zu Leibe zu rücken, schritt er nur rascher aus. Er war noch keine zwanzig Jahre alt und ein Meister darin, den Klang des Holzes zu wecken – und doch war sein Leben soeben in Scherben gegangen.

Seine Familie reagierte besonnen: Sie schickten gleich jemanden mit den Beweisstücken in die Nachbargemeinden, um zu belegen, dass Bulchanij ein Brandstifter war, der ihnen aus Rachsucht den Wald angezündet hatte, aber die aus Moena beschlossen, das Recht in die eigene Hand zu nehmen, und bliesen zur Jagd auf den vermaledeiten Jachiam Mureda.

»Sohn«, sagte der alte Mureda, und sein Blick war noch trauriger als sonst, »du musst fliehen.« Er gab ihm einen Beutel mit der Hälfte des Goldes, das er in dreißig Jahren als Waldbauer im Paneveggio zusammengespart hatte, und keines seiner Kinder muckte gegen diese Entscheidung auf. In feierlichem Tonfall fuhr er fort: »Auch wenn keiner die richtigen Bäume zu finden und den Klang des Holzes zu wecken vermag wie du, mein lieber Sohn, viertes Kind dieses unglücklichen Hauses, ist dein Leben mehr wert als der beste der Ahornstämme, die wir von nun an nie wieder werden verkaufen können. Und so entgehst du dem Verderben, dem wir nun anheimfallen, weil Bulchanij aus Moena uns unser Holz genommen hat.«

»Vater, ich ...«

»Verschwinde, flieh, aber stell es klug an. Geh nach Welschnofen, denn sie werden dich in Siròr gewiss suchen. Wir werden das Gerücht austreuen, du wärst in Siròr untergekröchen. Hier in den Tälern bist du nicht sicher. Du hast eine lange, lange Reise vor dir, die dich weit weg von Pardàc führen wird. Flieh, mein Sohn, und Gott schütze dich.«

»Aber Vater, ich will nicht weg von hier! Ich will im Wald arbeiten.«

»Den haben sie uns niedergebrannt. Als was willst du denn arbeiten, du Kindskopf?«

»Ich weiß es nicht, aber wenn ich aus den Tälern weggehe, sterbe ich!«

»Wenn du heute Nacht nicht verschwindest, werde ich dich höchstpersönlich umbringen. Hast du jetzt verstanden?«

»Vater ...«

»Niemand aus Moena wird Hand an eines meiner Kinder legen.«

Und so nahm Jachiam Mureda Abschied von seinem Vater und küsste nacheinander alle seine Geschwister: Agno, Jenn, Max und ihre Frauen; Hermes, Josef, Theodor und Micurà; Ilse und Erika und ihre Männer; und zuletzt Katharina, Matilde, Gretchen und Bettina. Alle waren sie gekommen, um ihm stumm Lebewohl zu sagen, und als er schon an der Tür war, rief die kleine Bettina »Jachiam«, und er drehte sich um und sah, wie das Mädchen die Hand nach ihm ausstreckte. Sie hielt ihm das Medaillon der Muttergottes dai Ciüf von Pardac hin, das die Mutter ihr auf dem Totenbett anvertraut hatte. Schweigend musterte Jachiam die Geschwister, dann sah er den Vater an, und dieser nickte wortlos. Da ging er zu dem Mädchen, nahm das Medaillon und sagte: »Meine kleine Bettina, ich werde es tragen, bis ich sterbe«, und er wusste nicht, wie recht er damit hatte. Und Bettina strich ihm mit ihren beiden kleinen Händen über die Wangen, ohne zu weinen. Jachiam ging mit tränennassen Augen hinaus, murmelte am Grab der Mutter ein kurzes Gebet und verschwand in derselben Nacht, zog hinauf ins Gebirge, in den ewigen Schnee, hinter dem ein neues Leben, eine neue Geschichte und neue Erinnerungen auf ihn warteten.

»Weiter haben Sie nichts?«

»Wir sind ein Antiquitätengeschäft«, sagte Cecília in dem eisigen Tonfall, mit dem sie Männer gern in Verlegenheit brachte, und fuhr ein wenig spöttisch fort: »Versuchen Sie es doch mal in einem Musikgeschäft.«

Mir gefiel Cecília, wenn sie grimmig tat. Dann war sie noch hübscher als sonst. Sogar hübscher als Mutter. Als Mutter zu jener Zeit.

Von dort, wo ich stand, konnte ich Senyor Berenguers Büro sehen. Ich hörte, wie Cecília den enttäuschten Kunden, der immer noch seinen Hut auf dem Kopf trug, hinausbegleitete, und während das Läuten der Türglocke und Cecílias »Auf Wiedersehen, der Herr« erklangen, hob Senyor Berenguer den Kopf und zwinkerte mir zu.

»Adrià.«

»Ja.«

Er hob die Stimme: »Wann wirst du abgeholt?«

Ich zuckte mit den Achseln. Ich wusste nie genau, wann ich wo sein sollte. Meine Eltern wollten mich nicht allein zu Hause lassen und brachten mich, wenn beide ausgingen, in den Laden. Ich hatte nichts dagegen, denn so konnte ich mir in Ruhe die unglaublichsten Gegenstände ansehen, die schon ein ganzes Leben hinter sich hatten und nun geduldig auf ihre zweite, dritte oder vierte Chance warteten. Zum Zeitvertreib malte ich mir dann gerne ihr Leben in den verschiedensten Häusern aus.

Irgendwann kam dann Lola Xica, um mich abzuholen, stets in Eile, weil sie das Abendessen machen musste und noch nichts vorbereitet hatte. Darum zuckte ich mit den Schultern, als Senyor Berenguer mich fragte, wann ich abgeholt würde.

»Komm her«, sagte er und winkte mit einem leeren Blatt Papier. »Setz dich an den Tudor-Tisch und mal ein bisschen.«

Ich habe nie gern gemalt, weil mir das nicht liegt, und zwar kein bisschen. Darum habe ich immer dein zeichnerisches Talent bestaunt, das mir wie ein Wunder erschien. Senyor Berenguer schlug mir vor, ein bisschen zu malen, weil es ihn nervös machte, wenn ich nichts tat, was ja gar nicht stimmte, weil ich die Zeit mit Nachdenken verbrachte. Aber Senyor Berenguer durfte man nicht widersprechen. Also setzte ich mich an den Tudor-Tisch und tat beschäftigt, damit er Ruhe gab. Ich holte Schwarzer Adler aus der Tasche und versuchte, ihn zu zeichnen. Armer Schwarzer Adler, sollte er sich je auf diesem Blatt Papier sehen ... Übrigens hatte Schwarzer Adler noch keine Zeit gehabt, Sheriff Carson kennenzulernen, denn ich hatte ihn gerade erst am Morgen von Ramon Coll gegen meine Weiss-Mundharmonika eingetauscht. Wenn Vater das erfährt, bringt er mich um.

Senyor Berenguer war ein seltsamer Mensch; wenn er lächelte, fürchtete ich mich ein wenig vor ihm, und ich konnte ihm nicht verzeihen, dass er Cecilia wie eine Dienstmagd behandelte. Aber er wusste mehr als jeder andere über meinen Vater, den großen Unbekannten.

An einem nebligen Morgen am zweiten Donnerstag im September legte die Santa Maria in Ostia an. Die Überfahrt von Barcelona war schlimmer gewesen als die Reise des Äneas auf der Suche nach seiner Bestimmung und unsterblichem Ruhm. Neptun war ihm ganz und gar nicht gewogen gewesen, und so hatte er an Bord der Santa Maria die Fische gefüttert, und sein Gesicht, das eigentlich die gesunde Bräune eines Bauernburschen aus der Hochebene von Vic besaß, hatte eine geisterhaft bleiche Färbung angenommen.

Hochwürden Josep Torras i Bages höchstpersönlich hatte entschieden, dass dieser kluge, dem Studium zugeneigte, fromme, wohlerzogene und für sein jugendliches Alter erstaunlich gebildete Seminarschüler eine kostbare Blume war, die fruchtbaren Boden brauchte. Im bescheidenen Gärtlein des Priesterseminars von Vic würde sie verkümmern, und damit wäre die Gottesgabe einer ungewöhnlich hohen natürlichen Intelligenz verschwendet.

»Ich will nicht nach Rom, Monsenyor. Ich möchte mich ganz dem Studium widmen, w...«

»Genau darum schicke ich dich nach Rom, mein Sohn. Ich kenne unser Seminar gut genug, um zu wissen, dass jemand von deiner Intelligenz hier seine Zeit verschwendet.«

»Aber Monsenyor ...«

»Gott hat dich zu Höherem berufen. Deine Lehrer haben mich inständig darum gebeten.« Hochwürden wedelte leicht theatralisch mit dem Papier in seinen Händen.

»Geboren auf dem Landgut Can Ges in der Ortschaft Tona als Sohn von Andreu und Rosalia im Schoße einer muster-gültigen Familie, zeigte er schon im zarten Alter von sechs Jahren die schulische Leistung und Entschlossenheit, die ihn für eine kirchliche Laufbahn geradezu prädestinierten, und

wurde demzufolge in die erste Lateinklasse von Monsenyor Jacint Garrigós aufgenommen. Dort machte er so rasche und bemerkenswerte Fortschritte, dass er im Rhetorikkurs die berühmte ›Oratio Latina‹ halten durfte (eine bedeutende Auszeichnung, die nur den besten und sprachbegabtesten Schülern zuteil wird, wie Monsenyor aus eigener Erfahrung wissen, da wir das Vergnügen hatten, Euch ehemals zu unseren Schülern zu zählen), obgleich er mit elf Jahren eigentlich zu jung, vor allem aber zu schwächlich für diese Aufgabe war. So konnten die Zuhörer zwar Fèlix Ardèvols geschliffene Ausdrucksweise in der Sprache Vergils bewundern, doch musste der große Rhetoriker dazu auf einem recht hohen Schemel stehen, um vom Publikum, unter dem sich auch sein Bruder und die stolzen Eltern befanden, überhaupt gesehen zu werden. Desgleichen brillierte Fèlix Ardèvol i Guiteres in den Fächern Mathematik, Philosophie und Theologie und war bald anderen berühmten Schülern dieses Seminars vergleichbar, als da wären die hochgeschätzten Padres Jaume Balmes i Urpía, Antoni Maria Claret i Clarà, Jacint Verdaguer i Santalò, Jaume Collell i Bancells, Professor Andreu Duran und natürlich Ew. Bischöfliche Gnaden, Oberhaupt unserer geliebten Diözese.

Unsere Dankbarkeit gilt auch unseren Vorfahren, wie der Herr uns in Ecclesiastes 44, 1 ermahnt: *Laudemos viros gloriosos et parentes nostros in generatione sua.* Und so glauben wir, Euch mit Fug und Recht die inständige Bitte antragen zu dürfen, unserem Seminarschüler Fèlix Ardèvol i Guiteres das Studium der Theologie an der Pontifica Universitas Gregoriana zu gestatten.«

»Du hast keine Wahl, mein Sohn.«

Fèlix Ardèvol wagte nicht zu sagen, dass er, ein Bewohner des Festlands, geboren und aufgewachsen fern des Meeres, Schiffe hasste. Und weil ihm der Mut fehlte, gegen den Bischof aufzubegehren, hatte er diese grauenvolle Reise schließlich angetreten. In einem Winkel im Hafen von Ostia erbrach er zwischen halb vermoderten Holzkisten, in denen

es von Ratten wimmelte, seine Ohnmacht und fast alle seine Erinnerungen an die Vergangenheit. Einen Augenblick lang stand er noch keuchend da, dann richtete er sich auf, wischte sich mit dem Taschentuch den Mund ab, strich sich energisch die Reisesoutane glatt und richtete den Blick auf seine glänzende Zukunft. Immerhin war er, wie einst Äneas, nach Rom gelangt.

»Dieses Zimmer ist das beste im ganzen Wohnheim.«

Verwundert drehte Fèlix Ardèvol sich um. Auf der Schwelle stand ein gedrungener, heftig schwitzender Student in Dominikanerkutte und lächelte ihn freundlich an.

»Fèlix Morlin aus Liège«, sagte der Unbekannte und tat einen Schritt in die Zelle.

»Fèlix Ardèvol aus Vic.«

»Oh! Ein Namensvetter!«, rief der andere lachend und streckte ihm die Hand hin.

Sie mochten sich vom ersten Augenblick an. Morlin sagte Fèlix noch einmal, dass er das begehrteste Zimmer im ganzen Wohnheim abbekommen habe, und erkundigte sich, wer sein Gönner sei. Er habe keinen, erwiderte Fèlix; am Empfang habe der dicke, kahle Hausmeister einen Blick in die Papiere geworfen, Ardevole? Cinquantaquattro gesagt und ihm die Schlüssel ausgehändigt, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Morlin nahm ihm das nicht ab, lachte aber herzlich.

In der knappen Woche vor Kursbeginn machte Morlin ihn mit den acht oder neun Studenten aus dem zweiten Jahr bekannt, mit denen er verkehrte, riet ihm, sich mit niemandem abzugeben, der nicht an der Gregoriana oder dem Istituto Biblico studierte, weil das nur Zeitverschwendung sei, zeigte ihm, wie man sich hinter dem Rücken des Zerberus, der den Eingang bewachte, aus dem Wohnheim stahl, legte ihm nahe, weltliche Kleidung für ihre heimlichen Ausflüge bereitzuhalten, und erklärte den Neulingen die spektakulärsten Bauwerke auf dem Weg vom Wohnheim zur Universität. Er sprach ein gut verständliches, wenn auch von französischem Akzent geprägtes Italienisch. Und er schärfte ihnen ein, sich von den

Jesuiten der Gregoriana fernzuhalten, die einem ruckzuck eine Gehirnwäsche verpassten.

Am letzten Tag vor Kursbeginn versammelten sich die alten und die neuen Studenten aus aller Welt im gewaltigen Festsaal des Palazzo Gabrielli-Borromeo im Hauptgebäude der Universität, und der Padre Decanus der Pontifica Università Gregoriana del Collegio Romano, Pater Daniele D'Angelo SJ, rief ihnen in untadeligem Latein ins Bewusstsein, wie glücklich und privilegiert sie sich fühlen dürften, »an allen Fakultäten der Pontifica Università Gregoriana et cetera et cetera et cetera studieren zu können. Wir dürfen uns rühmen, namhafte Männer unter unsere Absolventen zu zählen, darunter einige Päpste wie den seligen Leo XIII. Alles, was wir von euch verlangen, ist Eifer, Eifer und nochmals Eifer. Ihr sollt hier lernen, lernen und nochmals lernen, und zwar bei den besten Lehrmeistern in Theologie, Kirchenrecht, Spiritualität, Kirchengeschichte et cetera et cetera et cetera.«

»Pater D'Angelo heißt bei uns D'Angelodangelodangelo«, flüsterte Morlin ihm ins Ohr.

»Und nach Beendigung eures Studiums zieht ihr hinaus in die Welt, kehrt zurück in eure Länder, in eure Seminare, in die Schulen eures Ordens; wer bis dahin noch kein Priester ist, wird die Weihe empfangen, und ihr werdet dafür Sorge tragen, dass alles, was man euch in diesem Hause gelehrt hat, Früchte trägt.« Und so weiter und so weiter und so weiter, geschlagene fünfzehn Minuten lang, und dazu praktische Ratschläge, vielleicht nicht ganz so praktisch wie die von Morlin, aber äußerst hilfreich für den Alltag. Fèlix Ardèvol dachte, dass es viel schlimmer hätte kommen können; dass die *Orationes Latinae* in Vic manchmal wesentlich langweiliger gewesen waren als die handfesten Anweisungen, die man ihnen hier erteilte.

Die ersten Monate bis nach Weihnachten lief alles wie am Schnürchen. Fèlix Ardèvol bewunderte vor allem den Scharfsinn Pater Falubas, eines slowakisch-ungarischen Jesuiten mit schier unbegrenztem Bibelwissen, und die geistige Strenge

des hochfahrenden Paters Pierre Blanc, der über die Offenbarung und ihre kirchliche Vermittlung lehrte und – obwohl er ebenfalls aus Liège stammte – Morlin mit seinem Vortrag über die Annäherung an die Marien-theologie in der Abschlussprüfung durchrasseln ließ. Auch freundete Fèlix sich mit Drago Gradnik an, der in drei Fächern neben ihm saß, ein rotgesichtiger slowenischer Riese aus dem Priesterseminar in Ljubljana, dessen Stiernacken das Kollar zu sprengen drohte. Sie redeten wenig miteinander, obwohl Gradnik fließend Latein sprach, aber beide waren schüchtern und verwendeten all ihre Energie darauf, die zahllosen Türen zur Weisheit zu durchschreiten, die ihnen das Studium aufat. Während Morlin jammerte und seinen Freundes- und Bekanntenkreis stetig erweiterte, schloss sich Ardèvol in seinem Zimmer ein und entdeckte neue Welten im paläographischen Studium von Papyrusrollen und anderen biblischen Dokumenten in demotischem Ägyptisch, Koptisch, Griechisch oder Aramäisch, die ihnen Pater Faluba anschleppte. Der Pater war es auch, der sie die Liebe zu diesen Dingen lehrte. Ein zerstörtes Manuskript, so wurde er nicht müde zu betonen, ist für die Forschung nutzlos. Man muss es restaurieren, und zwar um jeden Preis. Und die Rolle des Restaurators ist ebenso wichtig wie die des Forschers, der es entziffert. Und er sagte nicht et cetera et cetera et cetera, weil er immer genau wusste, wovon er redete.

»Schwachsinn«, erklärte Morlin kategorisch, als Ardèvol ihm davon erzählte. »Diese Leute sind nur glücklich, wenn sie mit einer Lupe in der Hand vor angefressenen, modrigen Papieren sitzen.«

»Ich auch.«

»Wozu nutzen einem tote Sprachen?«, fragte Morlin in seinem umständlichen Latein.

»Pater Faluba hat gesagt, dass wir Menschen nicht ein Land bewohnen, sondern eine Sprache. Und indem wir alte Sprachen wieder zum Leben erwecken ...«

»*Sciochezze. Stupiditates.* Die einzige tote Sprache, die noch einigermaßen lebendig ist, ist Latein.«

Sie waren auf der Via di Sant'Ignazio unterwegs, Ardèvol in seiner Soutane, Morlin in seiner Kutte. Zum ersten Mal war Ardèvol sein Freund fremd. Er blieb stehen und fragte ihn verwundert, woran er eigentlich glaube. Auch Morlin hielt an und sagte ihm, er sei Dominikaner geworden, weil er das tiefe innere Bedürfnis habe, anderen zu helfen und der Kirche zu dienen, und nichts werde ihn von diesem Weg abbringen, weil man der Kirche durch Werke dienen müsse; nicht durch das Studium halb zerfallener Papiere, sondern indem man Einfluss auf Menschen ausübte, die Einfluss auf das Leben von ... Er unterbrach sich, dann fuhr er fort et cetera et cetera et cetera, und beide Freunde lachten schallend. In diesem Augenblick ging Carolina das erste Mal an ihnen vorbei, aber keiner von beiden bemerkte sie. Und wenn ich mit Lola Xica zu Hause ankam, musste ich Geige üben, während sie das Abendessen machte und der Rest der Wohnung im Dunkeln lag. Das gefiel mir gar nicht, weil hinter jeder Tür ein Bösewicht lauern konnte, und so trug ich Schwarzer Adler in der Tasche mit mir herum, da mein Vater schon vor Jahren beschlossen hatte, sämtliche Medaillons, Schutzarmbänder, Heiligenbilder und Messbücher aus dem Haus zu verbannen, und der arme kleine Adrià Ardèvol ein Bedürfnis nach unsichtbarem Schutz verspürte. Eines Tages blieb ich, anstatt Geige zu üben, im Esszimmer vor dem Bild über der Anrichte stehen und betrachtete gebannt, wie die hinter Trespui untergehende Sonne die Abtei von Santa Maria de Gerri in magisches Licht tauchte. Es war das immer gleiche Licht, das mich faszinierte und in meiner Phantasie unzählige wilde Geschichten weckte, und so hörte ich nicht die Wohnungstür und auch sonst nichts, bis die raue Stimme meines Vaters mich zusammenzucken ließ.

»Was stehst du hier so nutzlos herum? Hast du keine Hausaufgaben? Musst du nicht Geige üben? Hast du sonst nichts zu tun?«

Und Adrià verschwand mit immer noch heftig klopfendem Herzen in seinem Zimmer, ohne die Kinder zu beneiden, die von ihren Eltern mit einem Kuss begrüßt wurden, weil er nicht glaubte, dass es so etwas gab.

»Carson: Das ist Schwarzer Adler vom tapferen Stamm der Arapaho.«

»Hi.«

»Howgh.«

Schwarzer Adler küsste Sheriff Carson, wie der Vater ihn nicht geküsst hatte, und Adrià steckte beide zusammen mit ihren Pferden in die Nachttischschublade, damit sie sich miteinander vertraut machen konnten.

»Du wirkst bedrückt.«

»Drei Jahre Theologiestudium«, sagte Ardèvol nachdenklich, »und ich weiß immer noch nicht, was dich wirklich interessiert. Die Gnadendoktrin?«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage«, beharrte Morlin.

»Das war keine Frage. Die Glaubwürdigkeit der christlichen Offenbarung?«

Morlin sagte nichts, und Ardèvol fragte: »Warum studierst du überhaupt an der Gregoriana, wenn die Theologie ...«

Die beiden hatten sich von der Studentenschar abgesetzt, die von der Universität in Richtung Wohnheim trottete. In zwei Jahren Christologie und Soteriologie, Metaphysik I, Metaphysik II, Deus Revelatus und den Standpauken der strengsten Professoren – allen voran Levinski von Deus Revelatus, der fand, dass Fèlix Ardèvols Fortschritte in seinem Fach keineswegs den allseits in ihn gesetzten Erwartungen entsprachen – hatte sich Rom kaum verändert. Ungeachtet des Krieges, der in Europa wütete, glich die Stadt nicht etwa einer offenen Wunde, sie war allenfalls ein wenig ärmer geworden. Die Studenten an der Päpstlichen Universität studierten weiter und scherten sich nicht um den Krieg und die von ihm verursachten Dramen. Jedenfalls die meisten. Und sie wurden immer klüger und tugendhafter dabei. Jedenfalls die meisten.

»Und du?«

»Die Theodizee und die Erbsünde interessieren mich nicht länger. Ich will keine weiteren Rechtfertigungen mehr hören. Es fällt mir schwer, zu glauben, dass Gott das Böse zulässt.«

»Das habe ich schon seit Monaten vermutet.«

»Du auch?«

»Nein: Ich habe vermutet, dass du dich zu sehr in die Sache versteigst. Mach's wie ich: Beschränk dich darauf, die Welt zu betrachten. An der Fakultät für Kirchenrecht amüsiere ich mich prächtig. Rechtliche Beziehungen zwischen Kirche und Zivilgesellschaft; kirchliche Sanktionen; zeitliche Güter der Kirche; der Reiz der Ordensgemeinschaften; die *Consuetudine canonica* ...«

»Was redest du denn da!«

»Spekulative Studien sind reine Zeitverschwendung, das Studium der kanonischen Regeln ist erholsam dagegen.«

»Nein, nein«, rief Ardèvol aus. »Ich liebe Aramäisch; ich bin versessen darauf, in Handschriften die morphologischen Unterschiede zwischen dem Bohtan-Neuaramäisch und dem Barzani-Jüdisch-Neuaramäisch zu erkennen. Oder zu begreifen, wie Koy Sanjaq Surat oder Mlahsö funktionieren.«

»Soll ich dir was sagen? Ich habe keine Ahnung, wovon du redest. Studieren wir an der gleichen Uni? An der gleichen Fakultät? Sind wir beide in Rom?«

»Schon gut. Ich würde einfach gern alles erfahren, was über das Chaldäische, Babylonische, Samaritanische bekannt ist, es sei denn, ich müsste es bei Pater Levinski lernen ...«

»Und was nützt dir das?«

»Und was nützt es dir, den Unterschied zwischen geschlossener, vollzogener, rechtmäßiger, vermeintlicher, gültiger und ungültiger Ehe zu kennen?«

Beide prusteten mitten auf der Via del Seminario los. Eine dunkel gekleidete Dame warf einen leicht pikierten Blick auf die beiden jungen Priester, die gegen jeden Anstand auf offener Straße herumalberten.

»Was bedrückt dich, Ardevole? Siehst du, jetzt habe ich dich gefragt.«

»Was bedeutet dir wirklich etwas?«

»Alles.«

»Und die Theologie?«

»Ist ein Teil von allem«, entgegnete Morlin und hob die Arme, als wollte er die Fassade der Biblioteca Casanatense und die zwei Dutzend Menschen segnen, die gerade ahnungslos an ihnen vorüberliefen. Dann ging er weiter, und Fèlix Ardèvol musste sich anstrengen, um mit ihm Schritt zu halten.

»Sieh dir nur den Krieg in Europa an«, fuhr Morlin fort und wies energisch Richtung Afrika. Und dann sagte er leise, wie aus Furcht vor Spionen: »Italien hat gesagt: ›Italien muss seine Neutralität wahren, schließlich ist der Dreibund ein reines Defensivbündnis.‹ Und die Entente Cordiale erwiderte: ›Wir Alliierten werden den Krieg gewinnen‹, worauf Italien würdevoll verkündete: ›Mich bindet mein Wort, und das allein zählt.‹ ›Wir versprechen dir die irredentistischen Regionen Trentino, Istrien und Dalmatien.‹ ›Und ich wiederhole, beharrte Italien noch würdevoller und hob die Augen zum Himmel, ›dass Italien die Neutralität wahrt, wie es sich gehört.‹ ›Nun gut: Wenn du dich uns heute anschließt – und das heißt nicht morgen, hörst du? – also, wenn du dich uns heute noch anschließt, bekommst du das ganze irredentistische Paket: Südtirol, Trentino, Venezia Giulia, Istrien, Fiume, Nizza, Korsika, Malta und Dalmatien.‹ ›Wo muss ich unterschreiben?, fragte Italien und rief dann mit leuchtenden Augen: ›Es lebe die Entente! Tod den Mittelmächten!‹ Und das war's, so läuft das nun mal in der Politik, Fèlix. Auf der einen wie der anderen Seite.«

»Und die großen Ideale?«

Nun blieb Fèlix Morlin stehen und blickte, um eine möglichst lapidare Bemerkung bemüht, zum Himmel auf: »Die internationale Politik wird nicht von den großen internationalen Idealen bestimmt, sondern von den großen internationalen Interessen. Und Italien hat das bestens verstanden: Steht es erst einmal auf Seiten der Guten – sprich, auf unserer Seite –, kommt es zu einer Offensive im Trentino, bei der all die wunderbaren Wälder dran glauben müssen. Dann erfolgt der Gegenangriff, die Schlacht von Karfreit, dreihunderttausend Tote, die Piaveschlacht, Durchbruch durch die Front bei

Vittorio Veneti, der Waffenstillstand von Padua, die Gründung des Reichs der Serben, Kroaten und Slowenen, ein künstliches Gebilde, das zwar Jugoslawien heißen, aber kaum länger als ein paar Monate halten wird, und ich wage zu behaupten, dass die irredentistischen Regionen die Mohrrübe sind, die die Alliierten wieder zurückziehen werden. Italien wird dumm aus der Wäsche schauen. Und da alle anderen sich weiter herumzanken werden, wird der Krieg nie ganz zu Ende sein. Und auf den wahren Feind warten wir noch, der ist noch gar nicht erwacht.«

»Und wer ist das?«

»Der bolschewistische Kommunismus. Sollte ich mich irren, kannst du mir das in ein paar Jahren unter die Nase reiben.«

»Woher weißt du denn das alles?«

»Indem ich Zeitung lese und den richtigen Leuten zuhöre. Das ist die Kunst effektiver Kontaktpflege. Und wenn du wüsstest, welche traurige Rolle der Vatikan in diesen Angelegenheiten spielt ...«

»Und wann studierst du die geistliche Auswirkung der Sakramente auf die Seele oder die Gnadendoktrin?«

»Das, was ich treibe, sind ebenfalls Studien, mein lieber Fèlix. Ich bereite mich darauf vor, ein guter Diener der Kirche zu sein. Die Kirche braucht Theologen, Politiker und sogar den einen oder anderen Schwärmer wie dich, der die Welt durch eine Lupe betrachtet. Und was bedrückt dich so?«

Schweigend und mit gesenkten Köpfen legten sie ein Stück Weg zurück, jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Plötzlich blieb Morlin wie angewurzelt stehen und rief: »O nein!!«

»Was?«

»Jetzt weiß ich, was mit dir los ist! Ich weiß, was dich so bedrückt!«

»Ach ja?«

»Du bist verliebt.«

Fèlix Ardèvol i Guiteres, Student an der Pontifica Università Gregoriana im vierten Jahr, der die ersten beiden Kurse